

Private Eigentümer engagieren sich für bauliche Zeugnisse der Geschichte

Die Preisträger des Denkmalschutzpreises Baden-Württemberg 2008

Als der Schwäbische Heimatbund 1978 den „Peter-Haag-Preis“ stiftete, um damit private Eigentümer in Württemberg für die vorbildliche Sanierung ihrer historisch bedeutsamen Gebäude zu ehren, konnte niemand ahnen, welche Zukunft diese Auszeichnung haben würde. Dreißig Jahre später ist sie eine feste Institution im Land geworden. Seit 2000 gemeinsam mit dem Landesverein Badische Heimat vergeben und auch auf Baden ausgedehnt, kann die heute „Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg“ genannte Anerkennung auf eine stolze Bilanz zurückschauen, wurden doch in dieser Zeit nicht weniger als einhundertdreißig Bauten prämiert. Die Dokumentation aller preisgekrönten Objekte aus drei Jahrzehnten ist für jedermann im Internet über die Seiten des Schwäbischen Heimatbundes abrufbar. Bilder und Texte beleuchten dort eindrucklich, welch mannigfaltigen Denkmälerbestand der deutsche Südwesten aufzuweisen hat und welche bedeutende Rolle neben Land, Kommunen und Kirchen gerade auch den Bürgern selbst bei der Bewahrung der Zeugnisse der Geschichte zukommt, die für unsere kulturelle Identität und für das Aussehen unserer gebauten Umwelt so wichtig sind.

Der Schwäbische Heimatbund wie der Landesverein Badische Heimat fühlen sich seit ihrer Gründung vor einhundert Jahren dem Denkmalschutz verpflichtet. Schon die beiden Satzungen von 1909 nennen die Pflege des baulichen Erbes explizit als Aufgabe, und das Thema hat auch nach einem Jahrhundert in unserer Gesellschaft nichts an Aktualität eingebüßt. Gerade heute ist angesichts des Rückzugs der öffentlichen Hand bei der Unter-

stützung von Denkmaleigentümern privates Engagement mehr denn je gefragt, um den seit den 1970er Jahren erreichten Standard zu wahren, für den Baden-Württemberg bislang bundesweit bekannt war.

Dank der großzügigen Finanzierung durch die Wüstenrot Stiftung konnten auch 2008 fünf Sanierungen ausgezeichnet werden, bei denen private Eigentümer Leistungen erbracht haben, die als beispielhaft gelten dürfen. Als Zeichen der Anerkennung ihres ideellen und finanziellen Engagements erhalten die Bauherren wie üblich je eine Prämie von 5000 Euro sowie eine Bronzetafel zur Anbringung an ihrem Gebäude. Zudem ist die Auszeichnung mit Urkunden für die Eigentümer sowie die beteiligten Architekten und Restauratoren verbunden. Denn Jahr für Jahr zeigen die prämierten Beispiele, dass eine qualitätvolle Denkmalsanierung ohne konstruktives Zusammenwirken zwischen engagierten Bauherren, erfahrenen Architekten, fähigen Handwerkern und Denkmalpflegern nicht möglich ist.

Die siebenköpfige Jury aus Vertretern von Schwäbischem Heimatbund, Landesverein Badischer Heimat, der Wüstenrot Stiftung, der Landesdenkmalpflege, des Städtetags und der Architektenkammer Baden-Württemberg hatte wiederum keine einfache Aufgabe. 78 eingegangene Bewerbungen waren zu begutachten. Unter zwölf in die engere Wahl gekommenen Objekten wurden schließlich nach Besichtigung vor Ort die Gewinner ermittelt. Wie bereits in Heft 2/2009 der Badischen Heimat berichtet, wurden die Preise im Rahmen einer Festveranstaltung in Anwesenheit des für die Landesdenkmalpflege zuständigen Wirtschaftsministers Ernst Pfister und unter der



Das nach neuesten energetischen Gesichtspunkten sanierte ehemalige Nonnenhaus in Tübingen. Vorne das zum Ursprungsbau gehörende „Sprachhaus“, ehemals der Latrinenanbau am Ammerkanal

Schirmherrschaft von Ministerpräsident Günther H. Oettinger im April dieses Jahres in Stuttgart überreicht. Prämiert wurden das ehemalige Nonnenhaus in Tübingen, das „Götzhaus“ in Gunningen, der Morlokhof in Baiersbronn-Mittelatal, ein umgebauter Kornkasten in St. Georgen sowie die Villa Kahn in Stuttgart, die hier anschließend näher vorgestellt werden.

Übrigens: Der nächste Denkmalschutzpreis wird 2010 vergeben. Badische Interessenten für eine Bewerbung können entsprechendes Informationsmaterial ab Februar direkt bei Herrn Dieter Metzger von der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes, Weberstr. 2 in 70182 Stuttgart (metzger@schwaebischer-heimatbund.de) anfordern. Einsendeschluss ist der 15. Mai 2010.

EHEMALIGES NONNENHAUS IN TÜBINGEN

Der Fachwerkbau mit hohem Satteldach sowie einem malerischen Anbau und einer Außentreppe auf der Giebelseite ist aus dem

Bild des nordöstlichen Teils der mittelalterlichen Altstadt von Tübingen nicht wegzudenken. Schon seine auf drei Seiten freistehende Lage und die ungewöhnlich gestreckte Form von 30 m Länge bei gut 11 m Breite machen deutlich, dass es sich nicht um ein übliches Wohnhaus, sondern um ein Gebäude für einen besonderen Zweck handeln muss. Es wurde 1487/88 als Beginnenhaus errichtet und diente zunächst dem klosterähnlichen Zusammenleben von Frauen, die sich ohne bindende Gelübde sozialen Aufgaben widmeten und aus dem gesellschaftlichen Gefüge der spätmittelalterlichen Stadtgemeinschaft nicht wegzudenken waren.

Noch heute lässt die Grundrisstruktur mit einem durchgehenden Mittelflur und den sich rechts und links zellenartig reihenden Räumen die ehemalige Nutzung des zunächst zweigeschossigen Gemeinschaftshauses erkennen, das ursprünglich auch das einzige angrenzende Nachbarhaus im Norden einbezog und damit ehemals eine Länge von über 50 m erreichte. Im Erdgeschoss sind sogar die Räume für das Sommer- und Winterrefektorium ablesbar, und die dendrochronologischen Untersuchungen haben jetzt nachgewiesen, dass das sogenannte „Sprachhaus“, jener pittoreske Anbau auf der Südseite, vom Ursprungsbau des späten 15. Jahrhunderts stammt. Er nahm die Abortanlage über dem hier noch heute offen vorbeifließenden Ammerkanal auf, dem wichtigen Gewerbebach und Abwassersammler des alten Tübingen. Als ein seltenes Beispiel für die Architektur der Beginngemeinschaften ist das Gebäude ein Kulturdenkmal, dem überregionale Bedeutung zukommt, auch wenn über die Jahrhunderte hinweg immer wieder Veränderungen erfolgten und so eine Fülle von Zeitschichten ablesbar ist.

Nach dem Auszug der Beginnen infolge der Reformation wurde das Gebäude als bürgerliches Wohnhaus genutzt, auch wenn die Bezeichnung „Nonnenhaus“ lebendig blieb, wie die Namen der benachbarten Straßen „Nonnengässle“ und „Beim Nonnenhaus“ belegen. Als berühmtester Eigentümer wohnte hier im 16. Jahrhundert der Tübinger Botaniker Leonard Fuchs, nach dem die Fuchsie benannt wurde. Er legte im benachbarten Beginngarten den ersten Lehrgarten der Uni-

versität an. Zwischen 1605 und 1948 erfuhr das Gebäude, wie sich zeigen sollte, in mindestens sechs Bauphasen immer neue Veränderungen, die alle ihre Spuren hinterlassen haben. Die partiellen Aufstockungen auf drei Geschosse 1605/06 bzw. 1908/09 gehören beispielsweise dazu.

Nachdem seit den letzten Umbauten in der Nachkriegszeit kaum etwas für die Bauunterhaltung getan worden war, entwickelte sich das Nonnenhaus allmählich zum Problemfall, da das undichte Dach, aber auch aufsteigende Bodenfeuchtigkeit große Schäden am Holzwerk verursachten. Eine Erhaltung schien mehr und mehr in Frage zu stehen. Als der Bau schließlich zum Verkauf stand, legten rein gewerblich interessierte Investoren Umbauprojekte vor, die von der Gebäudestruktur und den Befunden nicht viel übrig gelassen hätten und daher auf Ablehnung bei den Denkmalbehörden stießen.

Erst mit dem Ehepaar Christa und Ernst-Eggert Gumrich sollte die weitere Geschichte eine positive Wendung nehmen. Sie waren bereit, bei der dringend erforderlichen Grundsanierung die Besonderheiten des Hauses zu berücksichtigen und eine verträgliche Lösung zu finden mit dem Ziel, einerseits möglichst viel historische Bausubstanz zu erhalten, andererseits dem Nonnenhaus eine zeitgemäße Nutzung und damit auch eine gesicherte Zukunft zu ermöglichen. Für die Planung ließen sich die Eigentümer die notwendige Zeit. Am Anfang stand 2003 eine umfassende bauhistorische Dokumentation des Bauforschers und Mittelalterarchäologen Tilman Marstaller, die Licht in die komplexe Entwicklung des Baues brachte. Das im Metier erfahrende Architekturbüro AeDis in Hochdorf übernahm die Projektleitung. Aufgrund der ersten Planungen untersuchten dann die Restauratoren Julis Feldtkeller, Karl-Heinz Petzold sowie Fabian Schorer 2006 die am Bau vorhandenen Putz- und Farbbefunde. Alle Erkenntnisse wurden auf vorbildliche Weise in einem Raumbuch dokumentiert. Auch die Baumaßnahmen, die aufgrund der gründlichen Planung schließlich 2007/08 innerhalb von nur 13 Monaten durchgeführt werden konnten, wurden restauratorisch begleitet, was zur Entdeckung weiterer historischer Befunde führte. So wurde hinter



Großzügiges Wohnen im Dachgeschoss des Nonnenhauses. Neue Einbauten sind deutlich erkennbar, ohne die alte Substanz in ihrer Wirkung zu beeinträchtigen

einer Verkleidung noch an Ort und Stelle die wohlerhaltene Tür einer Beginenkammer aus der Erbauungszeit des Hauses gefunden sowie interessante Fragmente von Dekorationsmalereien eines Umbaus des frühen 17. Jahrhunderts. Sie wurden ebenso sichtbar belassen wie eine Wandbemalung, die Backsteine imitiert, die Reste eines Ziegelsplittestrichs sowie eine originale Blockbohlenwand im Erdgeschoss.

Aber nicht nur im Hinblick auf restauratorische Maßnahmen hatten die ambitionierten Bauherren Vorstellungen, die über das Übliche hinausgingen. Ihr festes Ziel war es, das Haus bei aller Rücksicht auf denkmalpflegerische Belange in energetischer Hinsicht auf die Höhe der Zeit zu bringen. Mit erheblichem Aufwand wurden alle Möglichkeiten zur Erzielung eines optimalen Wärmeschutzes ergriffen, ohne die historische Bausubstanz zu gefährden. Für jede einzelne Gebäudesituation – sei es etwa das Dach, seien es die Außenwände in Putz und Fachwerk oder die neuen Fenster – suchte man nach optimalen und adäquaten Maßnahmen. So wurden zum Beispiel Holzfaserdämmungen, Lehmputze, Kalzium-

silikatplatten, Kalkmörtel mit Blähtonanteil oder Schilfrohmatten verwendet, allesamt Materialien, die einen diffusionsoffenen Aufbau garantieren, der eventuell eindringende Feuchtigkeit sowohl außen wie innen wieder abtrocknen lässt. Zur Verhinderung von nutzungsbedingter Schimmelbildung innerhalb des Gebäudes und zur Sicherstellung der Durchlüftung wurde eine geregelte zentrale Abluftanlage eingebaut. Nach Abschluss der Arbeiten im Frühjahr 2008 ist der Bau zum „ältesten Niedrigenergiehaus Deutschlands geworden“, wie der Tübinger Oberbürgermeister Boris Palmer bei der Einweihung bemerkte. Ohne unverantwortliche Substanzverluste oder das Erscheinungsbild verunstaltende Dämmungen entspricht der Heizwärmebedarf heute dem eines „6-Liter-Hauses“.

Und erfreulicherweise ist das „Nonnenhaus“ trotz seiner Innenstadtlage auch keines der üblichen Renditeobjekte mit Eigentumswohnungen geworden: Familie Gumrich zog selbst ein, vier weitere Wohneinheiten, vom Einzimmerappartement bis zur Vierzimmerwohnung, wurden vermietet. Sie sind auch für Ältere und Behinderte geeignet, da ein Personenlift eingebaut wurde, eine Baumaßnahme, für die trotz aller technischer Erfordernisse und Sicherheitsauflagen eine spezielle, die Bausubstanz schonende Lösung entwickelt wurde. Zwei Räume im Dach bzw. im Erdgeschoss stehen den Hausbewohnern für gemeinsame Aktivitäten zur Verfügung. Für die neue gewerbliche Nutzung des Erdgeschosses fanden sich ein Kunstatelier und ein Buchcafé, während im Anbau ein Geigenbauer Werkstatt und Verkaufsraum eingerichtet hat.

Ohne das außergewöhnliche persönliche Engagement der Bauherren – Ernst-Eggert Gumrich kümmerte sich während der Arbeiten täglich persönlich um die Baustelle – wäre das ambitionierte Vorhaben nicht zu realisieren gewesen. Das von ihm formulierte Ziel, „am Beispiel des Nonnenhauses nachzuweisen, dass sich energieeffizientes Bauen, moderne soziale Nutzungsformen und der Umgang mit einem bedeutenden Kulturdenkmal als harmonisches Ganzes verwirklichen lassen“, ist auf eindrucksvolle Weise eingelöst worden.

„GÖTZHAUS“ IN GUNNINGEN (Kreis Tuttlingen)

Wenn man als junger Mann ein großes Haus erbt, kann die Freude über den materiellen Zugewinn schnell in Frust umschlagen. So ist es dem gelernten Zimmermann und als Hausmeister an einer Schule beschäftigten Thomas Pauli ergangen, der nach dem Tod seines Großvaters 2002 überraschend erfuhr, dass dieser ihn als Erbe eines großen Bauernhofs eingesetzt hatte, der sich schon lange im Besitz der Familie befand. Die Erbschaft war auf den ersten Blick überaus stattlich: Das nach dem Familiennamen im Dorf allgemein „Götzhaus“ genannte Anwesen ist im zwischen Trossingen und Spaichingen gelegenen Gunningen nicht zu übersehen. Es steht dort etwas erhöht nahe der Kirche und dominiert das Ortsbild. Typologisch handelt es sich dabei um einen für die Landschaft der Baar charakteristischen Bauernhof, der als „quergeteiltes Einhaus“ ein zweigeschossiges Wohnhaus, Ställe und Scheune unter einem First zusammenfasst und der von der Traufseite her erschlossen wird. Die imposanten Ausmaße werden deutlich, wenn man den steilen Giebel der Vorderfront sieht, hinter dem sich über dem Wohnteil nochmals zwei hohe Dachgeschosse verbergen. In der Scheune öffnet sich ein Raum von gewaltigem Volumen, dessen Höhererstreckung bis zum First sich im Dämmerlicht des Dachstuhls nur erahnen lässt.

Die Frage, wie mit einem solchen Hof umzugehen ist, der seine landwirtschaftliche Nutzung verloren hatte, außerdem beträchtliche bauliche Mängel aufwies und heutigen Wohnvorstellungen überhaupt nicht entsprach, holte den neuen Eigentümer schnell ein. Zunächst beabsichtigte Thomas Pauli, das hohe leere Dach in moderner Weise auszubauen, um dort selbst einzuziehen. Der alte Wohnteil sollte hingegen umgebaut und vermietet, die Scheune als Pferdestall verwendet und im Stallbereich eine Verkaufsstelle für Futtermittel eingerichtet werden.

Da das „Götzhaus“ bereits in die Liste der Kulturdenkmale aufgenommen worden war, kam es 2004 zu einer ersten Innenbesichtigung der zuständigen Konservatorin aus

Freiburg – dem „Pflichtberührungspunkt“ mit der amtlichen Denkmalpflege, wie Thomas Pauli dies später nennen wird. Das Ergebnis des Ortstermins entsprach nicht seinen Erwartungen: Er musste zur Kenntnis nehmen, dass sein vorgelegtes Umbauprojekt denkmalpflegerischen Kriterien widerspricht und nicht genehmigungsfähig sei. Der Ausbau des Dachstuhls, eine bemerkenswerte Konstruktion mit Andreaskreuzen zur Windaussteifung, sowie zwei vorgesehene Dacheinschnitte auf unterschiedlichen Ebenen, die eine ausreichende Belichtung sowie Terrassen für den Aufenthalt im Freien schaffen sollten, hätten radikale Eingriffe in die Substanz bedingt. Eine separate Treppe, die zur Erschließung der neuen Wohnung durch die unteren Stockwerke gebrochen worden wäre, hätte für weitere Verluste von Altbausubstanz im Wohnteil gesorgt. Dort waren aber, so wurde jetzt bekannt, nicht weniger als drei

komplette Stuben mit historischen Holzvertäferungen und zwei Räume mit Deckentäfer erhalten geblieben.

Die Konservatorin fuhr nach eigener Aussage mit keinem guten Gefühl in ihr Amt nach Freiburg zurück. Zu oft hatte sie schon erleben müssen, dass sich für denkmalgeschützte Objekte keine adäquate Lösung finden ließ, wenn der Eigentümer die Intentionen der Denkmalpflege nicht nachvollziehen konnte. Zu ihrer Überraschung entwickelte sich der Gunninger Problemfall jedoch ganz anders, als zu befürchten war. Thomas Pauli nahm die Anregung auf, sich den „Vogtshof“ im Nachbarort Hausen ob Verena anzuschauen. Dort war ein ähnliches Anwesen, das aufgrund seiner stark geschädigten Bausubstanz schon fast aufgegeben worden war, durch eine muster-gültige Sanierung gerettet worden, wofür die Eigentümer 2006 den Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg erhielten.



Die große Stube des „Götzhauses“ mit reparierter bauzeitlicher Holzvertäferung und altem Kachelofen



Der mächtige Giebel des „Götzhauses“ in Gunningen. Mit wiederhergestellten Fenstern und Klappläden hat er seine ursprünglichen Proportionen zurückerlangt

Was er dort sah, führte, wie Thomas Pauli heute sagt, zu einer „Initialzündung“. Schon einen Monat später war die grundsätzliche Abkehr von den bisherigen Planungen beschlossen: Die Substanz des Hauses sollte nun soweit wie möglich erhalten und damit die Identität des von seinen Vorfahren ererbten Gebäudes für die Nachwelt erlebbar bleiben. Gerade dieser Gedanke spielte für ihn umso stärker eine Rolle, je mehr er sich mit der Geschichte des Hauses beschäftigte, die zunächst völlig im Dunkeln lag. Brandversicherungsbücher, Gebäudekataster, Inventur- und Teilungsurkunden, die er in Archiven fand, berichteten ihm vom Schicksal von fünf Generationen der Familie Götz, die als Bauern und Ziegelhersteller seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts das „Götzhaus“ bewohnten und als deren Nachfahre er sich immer stärker fühlte. Errichtet worden war das Anwesen aber bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Gewisse Anzeichen deuten darauf hin, dass es vor dem Verkauf an Johann Nepomuk Götz 1808 als Messnerhaus, als Zehntscheune und sogar als Wirtshaus genutzt worden war.

Die weiteren Abstimmungsgespräche mit der Denkmalpflege verliefen jetzt ohne jede Konfrontation. Nach und nach schälte sich eine Konzeption für die Zukunft des Hofes heraus, die von einer extensiven Nutzung ausging und keine schwerwiegenden Eingriffe in die Gebäudestruktur verlangte. Vom Ausbau des Daches wurde ganz abgesehen, stattdessen sollte der traditionelle Wohnteil als Wohnung für Thomas Pauli und seine Frau Regina Link sowie das Erdgeschoss als eventuelle Mietwohnung für Verwandte saniert werden. Die Nutzung von Stall und Scheune wurde zurückgestellt. Grundsätzlich wurde der Reparatur des Vorhandenen der Vorrang vor Neugebautem gegeben. Selbst das neue Badezimmer konnte durch freigestellte Installationen in eine Stube mit bauzeitlicher Wandausstattung integriert werden. Von sich aus schaltete der Bauherr nun denkmalereferne Fachleute wie die Restaurierungswerkstatt Jung in Baden-Baden, die Restauratoren Volkmer in Aichhalden-Rötenberg oder die Schreinerei Ryle in Deißlingen ein, die Befunduntersuchungen machten, wobei vor allem Fragen nach dem ursprünglichen Aussehen der Stuben mit historischen Vertäferungen im Obergeschoss geklärt werden sollten.

Schritt für Schritt wurde die Planung in den letzten Jahren umgesetzt, wobei bemerkenswert ist, was trotz beschränkter finanzieller Mittel realisiert werden konnte. Möglich wurde dies nur dadurch, dass die gesamte Familie viel Eigenleistung erbrachte, sei es beim Abbruch späterer Anbauten auf der Rückseite, bei der Entfernung jüngerer Innenausbauten sowie bei den dringend notwendigen Maßnahmen zur Trockenlegung des Kellers, zur Verstärkung der Fundamente oder zum Austausch einer verrotteten Decke. Für die aufwändige Reparatur der wertvollen Stubenausstattungen, deren Holzverkleidungen größtenteils ausgebaut werden mussten und die nachgewiesene historische Holzsichtigkeit zurückerhielten, war der Schreiner Stephen Ryle verantwortlich. Er schuf auch die neuen Kastenfenster mit einer ausgesprochen feingliedrigen Teilung, welche die verunstalteten Fenster der 1960-er Jahre ablösten. Zusammen mit den ebenfalls rekonstruierten Klappläden, im ursprünglichen

Grünton gestrichen, geben sie dem Anwesen auch im Äußeren sein würdiges Gesicht zurück.

„MORLOKHOF“ IN BAIERSBRONN-MITTELTAL (Kreis Freudenstadt)

Schon während ihrer Kindheit im oberen Murgtal hatte Sabine Rothfuß ein besonderes Gespür für den Morlokhof – ein ungemein stattliches Anwesen mit Hauptbau, Austragshaus, Backhäuschen und Bauerngarten, das in Einzellage hoch oberhalb von Mitteltal seine Umgebung beherrscht. Fern vom Leben im Tal schien dort oben nach dem Tod des letzten Morlokbauern 1945 die Zeit stehen geblieben zu sein, da wegen komplizierter Erbverhältnisse keine intensive Nutzung mehr erfolgte und baulich kaum etwas verändert wurde. Im Ort kursierende Erzählungen, wonach die Morloks auf ihrem Hof früher auch als Wunderheiler einer okkulten Tätigkeit nachgegangen seien, regten die jugendlichen Phantasien von Sabine Rothfuß zusätzlich an.

Auch als sie sich nach ihrem Studium als Architektin mit dem Schwerpunkt Altbau- sanierung im fernen Franken niedergelassen hatte, erkundigte sie sich bei jedem Heimatbesuch nach dem Schicksal des Hofes, vor allem seitdem dieser von 2001 an endgültig leer stand. Ein Verkauf zeichnete sich ab, und die erst jetzt möglich gewordene Innenbesichtigung – ein alter Kindertraum – bestätigte ihre Vermutung, dass es sich beim Morlokhof um einen Bau von besonderer Art handelt. Ihr wurde klar, dass sich hier auf einmalige Weise die bäuerliche Geschichte des Nordschwarzwalds ablesen ließ, hatte sich doch nicht nur ein Bauensemble aus zwei Jahrhunderten ohne wesentliche Substanzverluste erhalten, sondern offensichtlich auch ein Großteil des Hausrats aus mehreren Morlok-Generationen.

In einer ersten Konzeptstudie vermochte es Sabine Rothfuß, den international bekannten Mitteltaler Hotelier Hermann Bareiss für das Anwesen zu interessieren. Bareiss, heimatverwurzelt und weltläufig zugleich und selbst auf der Suche nach dem Ursprünglichen, identifizierte sich schnell mit der Idee, eine weitestgehende Erhaltung und museale Präsentation

mit einer eingeschränkten gastronomischen Nutzung zu vereinbaren. Er kaufte 2003 den Hof und beauftragte Sabine Rothfuß mit der Sanierung.

Die nun einsetzende intensive Planungs- und Realisierungsphase ist ein Musterbeispiel des gelungenen Umgangs mit einem nicht alltäglichen Objekt. Umfangreiche Archivrecherchen und Bauuntersuchungen konnten die Geschichte des Hofes und seiner Besitzer bis in Details klären. Elf Generationen der Morloks sind seit 1610 in Mitteltal und Umgebung nachweisbar. 1789 ließ Johann Georg Morlok den großen Hof errichten. 1897, 1903 und um 1930 wurde der große Hauptbau partiell erweitert, ohne dass das ursprüngliche Aussehen grundsätzlich verändert worden wäre. Mit dem Stall im Sockelgeschoss, darüber liegendem Wohnteil, anschließender Tenne und großem Dachraum sowie der charakteristischen Holzverschindelung ist er ein typisches Beispiel eines Großhofs des Nordschwarzwaldes. Das heutige Backhaus ist erstmals 1853 dokumentiert, während das Austragshaus für den Seniorbauer Jakob Friedrich Morlok mit einer kleinen Schreinerwerkstatt im Erdgeschoss 1897 hinzukam. Der von der Talseite separat zugängliche Vorratskeller unter dem Hauptbau, die hofeigene Quelfassung, das Milchkühlhäuschen über dem Brunnentrog und die umfriedeten Bauerngärten beiderseits der Zufahrt ergänzen das organisch gewachsene Ensemble.

Der weithin bekannt gewordene Fund von Medizinfläschchen und 132 Schriftstücken – handschriftliche Aufzeichnungen, Briefe und Arzneibuchseiten – unter den Dielen einer ehemaligen Dachkammer bestätigte dann sogar die Wunderheilertätigkeit, der die Morloks tatsächlich über mehrere Generationen noch bis 1935 nachgingen. Die Dokumente werfen ein Licht auf eine vergangene Welt, in der im protestantisch-pietistischen Württemberg Beschwörungen und Anrufungen von Heiligen, Gebete, Handauflegungen, Mixturen und Tinkturen bei allen Arten von Gebrechen und Problemen des schweren Alltags Erlösung bringen sollten und wohl auch brachten – eine medizin- und sozialgeschichtlich einmalige Quelle, die bereits Stoff für eine Dissertation lieferte.



Im Sockelgeschoss des Morlokhofs sind sogar noch die originalen Stalleinbauten für Hühner und Kühe erhalten

Dendrochronologische Bestimmungen, Befunduntersuchungen, Bauaufnahme, Recherche bei vergleichbaren Höfen der Umgebung und die genaue Registrierung aller vorhandenen Ausstattungsobjekte vom Schreibtisch bis zum Rückenkratzer, vom Melkschemel bis zum Porträtfoto bildeten die planerischen Grundlagen. Die Ausführungspläne wurden erst danach entwickelt, wobei Hermann Bareiss sich offen dafür zeigte, eigene Vorstellungen hinsichtlich Nutzung und Aussehen angesichts neuer Erkenntnisse immer wieder zu revidieren. Im intensiven Austausch zwischen Architektin, Bauherrn, Behörden und Handwerkern wurde ein Weg gefunden, der auf der einen Seite eine verträgliche Nutzung von Stuben, Tenne und Dachraum für gastronomische Zwecke erlaubt, auf der anderen Seite aber den Morlokhof fast wie ein Freilichtmuseum „in situ“ erhält. Dies war nur mög-

lich, weil Hermann Bareiss bewusst auf einen täglichen Wirtschaftsbetrieb verzichtete und das Essen bei Veranstaltungen wie Familienfeiern, Firmenjubiläen, Tagungen oder Hausbesichtigungen vom Hotel Bareiss bringen lässt. Notwendige Neubauteile für Toiletten und Essensanlieferung wurden geschickt in die vorhandene Bausubstanz integriert, beispielsweise unterirdisch unter dem Heuboden. Windfänge, Brandschutzabschnitte und erforderliche neue Brüstungen im Bereich von Tenne und Dach bestehen hauptsächlich aus Glas und Holz und ordnen sich den Räumen durchweg unauffällig unter. Eine zentrale Holzpellettheizung wärmt die Räume bei Bedarf. Die schmalen Fußleistenheizkörper, wie die jeweilige Holzverkleidung gestrichen, fallen optisch nicht auf.

Die größte Schwierigkeit bei der Planung bestand nach Aussage der Architektin darin,



Das restaurierte Ensemble des Morlokshofs mit Hauptbau (rechts), Back- und Austragshaus (links) hoch über dem oberen Murgtal

die Vielgestaltigkeit des Gebäudes authentisch zu erhalten, die durch moderne Anforderungen an Dämmung, Dichtung und Sicherheit verloren zu gehen drohte. Dank der Bereitschaft zu einer intensiven Detailplanung und großer Erfahrung in ökologischer Altbausanierung konnte dies jedoch am Morlokhof erfolgreich verhindert werden. Dabei mussten beispielsweise Lösungen für 21 verschiedene Decken- und Fußbodenaufbauten, elf verschiedene Wandaufbauten und 13 unterschiedliche Außentüren und Tore entwickelt werden. Ein Meisterwerk ist auch die Erneuerung und Dämmung des Daches am Hauptgebäude, die 2007 den Abschluss der Arbeiten bildeten. Als wohl einmalige Besonderheit war hier die ursprünglich in der Region übliche Dachdeckung mit Holzschindeln unter einer Pfannendeckung des 20. Jahrhunderts erhalten geblieben. Der originale Schindelbelag blieb bei der Sanierung erhalten, darüber wurde über einer dicken Schicht Hobelspandämmung, über Dampfbremse und Schalung eine neue Schindelung aufgebracht. Die alte Untersicht blieb so gewahrt, eine ausreichende Dämmung gewährleistet und in der Außenansicht das im Nordschwarzwald traditionelle Bild rekonstruiert. Durch sorgfältige Detaillierung von Traufen und Ortgängen konnte auch an diesen problematischen Stellen exakt die ursprüngliche Form wiederhergestellt werden.

Das Austragshaus von 1897, das in der Wohnung im Obergeschoss interessanterweise eher aus dem städtischen Kontext bekannte Gestaltungselemente von Historismus und Jugendstil aufweist, dient ausschließlich musealen Zwecken. Hier wurde bewusst auf Dämmung und den Einbau einer Heizung verzichtet. Nach Wiederherstellung der ursprünglichen Oberflächen kehrte wie in allen übrigen Bereichen von den Kellern bis zu den Speichern die alte Möblierung an ihren angestammten Platz zurück. Verloren gegangene Ausstattungsstücke, beispielsweise Öfen, wurden durch passenden Zukauf aus dem regionalen Handel ergänzt.

Auch am Backhaus wurde nur repariert, und die ruinösen Züge des Backofens wurden neu aufgemauert, so dass regelmäßig wieder Brot für den Bedarf des Hotel Bareiss gebacken werden kann. Ebenso erfreulich ist die Gestal-

tung der Außenbereiche von Hof und Bauerngarten, der von einer Gartenexpertin regelmäßig betreut wird. Bodenbefestigungen, Beetgliederung, Bepflanzung und Einfriedungen wurden nach Befunden oder alten Vorbildern wiederhergestellt. Überdies versorgen zurückhaltend gestaltete Tafeln, die sowohl im Außenbereich als auch im Innern der Bauten angebracht sind, die Besucher mit Informationen zur Familien-, Haus- und Restaurierungsgeschichte.

Die Leistung aller Beteiligten, die historische Aussagekraft des Morlokhofs für die Zukunft bewahrt zu haben, wiegt umso schwerer, als es nur noch sehr wenige unverfälschte Beispiele für diesen prägenden Typus des Nordschwarzwaldes gibt. Wegen ihrer Lage in den früh industriell entwickelten Tälern und ihres weniger spektakulären Aussehens waren sie immer stärkeren Veränderungen unterworfen als ihre Brüderbauten im südlichen Schwarzwald.

EHEMALIGER KORNBASTEN IN ST. GEORGEN (Schwarzwald-Baar-Kreis)

Das kleine Holzhaus kann trotz seines keineswegs hohen Alters auf eine äußerst wechselhafte Geschichte zurückblicken. Es wurde 1834 in der Nähe der späteren katholischen Kirche von Oberharmersbach als Kornspeicher mit Trockenboden errichtet, wie er im mittleren Schwarzwald früher zum Landschaftsbild gehörte. Ein mit Stroh gedecktes Satteldach schützte den eigentlichen Kasten von 5,20 auf 7,40 m Grundfläche, der in charakteristischer Holzbohlenbauweise konstruiert wurde. Das Innere war quer geteilt, so dass ein größerer und ein kleinerer Raum entstanden, die beide von einer Längsseite her zugänglich waren. Die Namen von Anton Haser und Agnes Haker, in grafisch schön gestalteter Schrift zusammen mit der Jahreszahl und einem stilisierten Kirchturmdach als Bekrönung in eine Eckstütze geschnitzt, erinnern noch heute an die stolzen Bauherrn.

Spätere Veränderungen erfuhr der Bau durch den Einbau von Fenstern und eine Neueindeckung mit Falzziegeln. Bis in die 1960er Jahre hinein diente er in dieser Form als ein-

facher Schuppen. 1966 schien sein Schicksal beschieden zu sein, als er dem Neubau eines katholischen Gemeindehauses im Wege stand und bereits zum Abbruch freigegeben war. Der Fabrikant Dieter Grässlin, damals Sammler von bäuerlichen Möbeln und Gerätschaften, hörte davon und störte sich daran, dass wieder ein bauliches Zeugnis traditioneller Volkskultur des Schwarzwaldes verloren gehen sollte. In letzter Minute erwarb er das Gebäude, um es nach einer Maßaufnahme fachmännisch zerlegen zu lassen, was angesichts der Bauweise nicht schwierig war.

Zunächst in einer Werkstatt provisorisch zusammengesetzt, ließ er es im darauf folgenden Jahr endgültig in seiner Heimatstadt St. Georgen wieder aufbauen. Für den neuen Standort und eine neue Nutzung nahm der Architekt Franz Krämer aus Haslach größere bauliche Veränderungen vor. Der Kasten wurde

auf einer Giebelseite um etwa einen Meter gekürzt und unter dem nun überstehenden Dach ein Mühlrad von drei Metern Durchmesser installiert, das der alte Haslacher Zimmermeister Xaver Wagner konstruierte, der den Bau von Mühlrädern bereits vor dem Ersten Weltkrieg erlernt hatte.

Am Winterberg, am Rand eines Neubaugebiets von St. Georgen, präsentiert sich der Bau seither etwas versteckt und mit Reet gedeckt im Taleinschnitt des alten „Mühlendobels“ wie eine für die Region typische Bauernhofmühle mit Kornkammer. Das Mühlrad wird mittelschlächtig angetrieben vom vorbeifließenden Bach, der oberhalb zu einem kleinen Weiher angestaut wird. Wenn das Rad auch zur neuen Umgebung passt, so bleibt es freilich eine romantisch-malerische Zutat, da im Innern keine entsprechende Mechanik vorhanden ist. Hier wurde eine Ferien- und Gäste-



Der ehemalige Kornspeicher in St. Georgen mit dem Mühlrad von 1967 und seinem modernen Anbau

wohnung eingerichtet. Der größere Raum blieb dabei als Stube in seinem Zuschnitt erhalten, während im Bereich des wegen des Mühlrads verkürzten kleineren Raumes eine Kochnische, die Toilette und die nach oben führende Treppe Platz fanden, welche die Schlafräume unter dem steilen Dach erschließt.

Probleme mit aufsteigender Feuchtigkeit, Schwitzwasser, Schädlingsbefall sowie schadhafte oder unzureichende Installationen stellte die weitere Erhaltung des Baues, der wegen seines moderigen Geruchs kaum noch bewohnt werden konnte, seit geraumer Zeit in Frage. Als heikel erwies sich vor allem, dass durch eine spätere Aufschüttung einer Terrasse vor dem Haus die Durchlüftung unterhalb des Holzfußbodens nicht mehr gewährleistet war. Dies veranlasste die Erben von Dieter Grässlin, Abhilfe zu schaffen. Sie beauftragten im Jahr

2005 den jungen, aus St. Georgen stammenden, aber in Karlsruhe arbeitenden Architekten Fernando Vaccaro mit der Erstellung einer Sanierungskonzeption, die in erster Linie die gravierenden bauphysikalischen Schäden beheben, aber auch eine Nutzungserweiterung für gehobene Ansprüche beinhalten sollte, da sie das Anwesen weiterhin für den temporären Aufenthalt von Familienmitgliedern und als Unterkunft für Gäste, darunter auch weit angelegte Künstler und Autoren, nutzen wollten.

Bei der Planung und Ausführung, die 2007 abgeschlossen werden konnte, wurde auf vorbildliche Weise größter Wert auf den Erhalt der noch vorhandenen originalen Bauteile von 1834 gelegt. Als raumbildende Elemente prägen die Blockbohlenwände der Süd-, West- und Nordfassade sowie die gewölbte Keilbohlendecke und der Keilbohlenboden der großen Stube auch nach der Versetzung und Ver-



Trotz deutlichem Kontrast vielfältige Maßstabs- und Formbezüge zwischen Alt und Neu

änderung von 1967 noch entscheidend das Erscheinungsbild. Außen war am natürlich bewitterten Holzwerk nicht viel zu tun, im Inneren dagegen wurden die Wände von Verkleidungen mit handelsüblichen, dem Charakter des Baues völlig inadäquaten Nut- und Federbrettern sowie deplatziertem Rauputz befreit und nach Reinigung und Behandlung mit Leinölfirnis in ihren ursprünglichen Oberflächen sichtbar belassen. Auch andere 1967 hinzugekommene Gestaltungselemente, die der damaligen Rustikalmode entsprachen, wurden rückgebaut, vor allem der eher an alpenländische Vorbilder als an den Schwarzwald erinnernde Kachelofen, in dem sich eine seit längerem defekte Nachtspeicherheizung verbarg. Die Fenster von 1967, die sich an traditionellen Beispielen des Schwarzwalds orientierten, wurden nach langen Diskussionen über Für und Wider einer Erhaltung durch neue, in der Gliederung ähnliche, aber technisch und handwerklich qualitativere ersetzt.

Schwierig war die Frage, wie der Wunsch der Eigentümer nach einer großzügigen Kücheneinrichtung und einem modernen Bad gelöst werden könnte. Angesichts der beengten Raumverhältnisse machte der Architekt einen radikalen Vorschlag: Bad und Küchenzeile sollten in einem separaten Neubau in kompromisslos modernen Formen untergebracht werden, der nur mit einem schmalen Verbindungsgang an den ehemaligen Kornspeicher andockt. Nur so konnte die historische Bausubstanz vor weiteren Überformungen und Verlusten geschützt werden. Die Meinungen über die gewählte Containerform mit Flachdach und einer Verkleidung der Holzkonstruktion mit Faserzementplatten gingen weit auseinander. Erst nach längeren kontroversen Diskussionen bis hinein in lokale politische Gremien erteilte die zuständige Behörde die Baugenehmigung. Die amtliche Denkmalpflege war dabei nicht eingebunden, da das Objekt wegen der Veränderungen nach der Translozierung von 1967 nicht in der Denkmalliste geführt wurde.

Die Jury des Denkmalschutzpreises, die laut Auslobung auch Sanierungen von historisch aussagekräftigen Gebäuden prämiieren kann, die nicht den amtlichen Definitionen des Denkmalschutzgesetzes entsprechen, ist der

Meinung, dass das Experiment der starken Kontrastierung von Alt und Neu, das nur selten zu einem wirklich befriedigenden Ergebnis führt, bei diesem Beispiel ausnehmend gut gelungen ist. Der Architekt hat es verstanden, mit seinem deutlich vom Altbau abgesetzten, über dem Terrain schwebenden Ergänzungsbau von minimalistischer Ästhetik den alten Bau nicht zu beeinträchtigen, sondern in seinem Erscheinungsbild eher noch zu steigern. Dazu tragen Maßstab, Proportion, Material, Farbe und sorgfältige Detailplanung bei, die trotz des bewusst gewählten Gegensatzes vielfältig und in intelligenter Weise Bezug zum Vorhandenen nehmen. So kann man beispielsweise die Containerform als Antwort auf den Kasten sehen, die horizontale Reihung der Plattenverkleidung innen und außen als Echo auf die Schichtung der Blockbohlen. Selbst die Platzierung des Containers auf Stützen, abgerückt vom Boden, ist als Rezeption des Prinzips des Kornkastens interpretierbar.

EHEMALIGE VILLA KAHN IN STUTT GART

In wirtschaftlich schwierigen Zeiten, mitten in der Inflation, beschloss der Stuttgarter Bankier Richard Kahn 1922, sich ein Haus bauen zu lassen. Er hatte in der Feuerbacher Heide in bester Stuttgarter Villenlage ein Grundstück mit schönem Blick über die Stadt erworben. Auch die Wahl des Architekten zeigt, dass er als Bauherr besondere Ansprüche stellte. Paul Schmittenner, den Kahn offenbar als Rotarier kennen gelernt hatte, sollte den Bau planen und realisieren, jener Baumeister und charismatische Lehrer, der nach seiner Berufung zum Professor an die Technischen Hochschule 1918 sich damals gerade anschickte, gemeinsam mit Paul Bonatz und dem Stadtplaner Heinz Wetzel der Architekturlehre in Stuttgart zu besonderem Renommee zu verhelfen.

Die Villa Kahn, zusammen mit Schmittenners ehemals nahe gelegenen eigenem Haus eines der frühesten Beispiele für das Schaffen des Architekten vor Ort, sollte ein Schlüsselwerk der „Stuttgarter Schule“ werden, die in der ersten Hälfte des letzten Jahr-



Paul Schmitthenners Villa Kahn von der Straße aus gesehen mit rekonstruierter Einfriedung des Vorhofs in geschlämmtem Backsteinmauerwerk. Wandlampen und Gitter zeigen dekorativ-expressionistische Formen

hunderts in Württemberg Leitbildfunktion für die Architekturentwicklung hatte und mit ihren Prinzipien Einfluss auf das Baugehen im ganzen deutschsprachigen Raum ausübte. Beispielhaft zeigt der Bau jenen charakteristischen Reformstil zwischen Tradition und Moderne, der auf zurückhaltende und kreative Weise Typen und Formen aus der Baugeschichte adaptiert, sich aber auch durch menschlichen Maßstab, wohnliche Raumzuschnitte, gute Proportionen sowie sorgfältig geplante und ausgeführte handwerkliche Details auszeichnet.

Mit einer kleinen „Cour d'Honneur“ auf der Eingangsseite, von drei Flügeln umfassen und von einer Einfriedungsmauer zur Straße hin begrenzt, sowie der spiegelbildlichen Terrassen- und Treppenanlage, die vor der Gartenfassade den abschüssigen Hang architektonisch fasst, knüpft die Villa Kahn noch einmal

an die Tradition von Schloss und Herrenhaus an, ohne freilich irgendein historisches Vorbild genauer zu zitieren. Auch hat die Architektur nichts mehr mit früherem Villenprunk zu tun. Die Fassaden sind einfach verputzt, und die überraschend kleinformigen Fenster ohne Steingewände außenbündig eingesetzt, so dass diese Bauteile eher an die kostengünstige Bauweise damaliger Siedlungshäuschen erinnern. An der Gartenfront sorgen freilich in einem gewissen Kontrast dazu die kräftigen Eckrustizierungen, aus Backsteinen gemauert und ehemals nur dünn mit Putz geschlämmt, für einen herrschaftlichen Akzent.

Im Innern fallen die für ein solches Anwesen eher bescheidenen Raumhöhen auf, während die Grundrissdisposition mit der Anordnung der Wirtschafts- und Sanitärräume in den Seitenflügeln, der Erschließung durch Haupt- und Nebentreppe sowie der repräsen-



Vorbildliche handwerkliche Reparatur der Originalausstattung der Villa Kahn. Hier der Windfang in der Eingangshalle

tativen Flucht der eigentlichen Wohnräume parallel zur Gartenfront noch ganz an Traditionen des 18. Jahrhunderts anknüpft. Bedürfnisse modernen Lebens vom Badezimmer bis zum Autoabstellplatz wurden aber nicht vernachlässigt. Auffällig sind die praktischen Einbauschränke, die man im Obergeschoss in nahezu allen Zimmern findet. Parkettfußböden, Deckenstukkaturen und vor allem die weiß lackierten Holzfronten von Einbaumöbeln und Heizkörperverkleidungen vermitteln ein gediegen-bürgerliches Ambiente. Besonders bemerkenswert ist die einheitliche Formensprache bei Schmiedearbeiten, Messingbeschlägen und Stuck. Sie ist typisch für die in den frühen 1920er Jahren in ganz Deutschland beliebte Mode des dekorativen Expressionismus, bei dem sich Anklänge von Rokoko- und Spätgotikornamentik zu einem manierierten, zugespitzt-skurrielen Stil verbind-

den. Schmitthenner bediente sich derlei modischer Einfälle freilich nur kurz. Die Abneigung, die der Architekt schon bald gegen solch zeitgebundenes Gestalten hegte, ist sicherlich die Ursache dafür, dass er die Villa Kahn nicht in spätere Publikationen seines Werkes aufnahm.

Im Unterschied zu Schmitthenners eigenem Haus und zu anderen seiner Schlüsselbauten der zwanziger Jahre kam die Villa Kahn heil durch den Zweiten Weltkrieg und überstand auch die folgenden Dekaden, in denen die Leistungen der „Stuttgarter Schule“ als „heimattümelnd“ und „gestrig“ abgetan wurden und kaum auf Schutz hoffen konnten. Im Lauf der Jahrzehnte führten kleinere Veränderungen und Umbauten von mehrmals wechselnden Eigentümern sowie zuletzt auch mangelnde Bauunterhaltung dazu, dass die frühere Perle ihren Glanz verlor. So war bei-

spielsweise die Mauer des Vorhofs abgerissen und das Oberlicht der Haustür vermauert worden, was die genau aufeinander abgestimmten Proportionen der Eingangsseite empfindlich störte. Stützmauern und Treppen der Gartenanlagen waren schadhaft. Purifizierenden Maßnahmen fielen im Garten die gemauerten Geländerpostamente an der Terrasse und im Innern der offene Kamin im Anraum des „Bücherzimmers“ zum Opfer.

Es war ein Glücksfall, dass die Villa Kahn, die nach 2000 wiederum zum Verkauf stand, nicht das gleiche Schicksal wie ähnliche Anwesen erlitt, die auf großem Grundstück in bester Hanglage des Stuttgarter Talkessels gelegen sind. Nur zu oft müssen sie weichen, weil bei solchen „Filetgrundstücken“ Abbruch und Neubau mit größerem Bauvolumen aus Spekulationsgründen lukrativer sind als eine Erhaltung historischer Bausubstanz. Und nur zu oft bleibt selbst beim Umbau eines solchen Objekts kaum etwas vom ursprünglichen Charakter übrig, streifen Architekten doch für eine vermögende Klientel gerne auch Kulturdenkmälern modische Gewänder über.

Die neuen Eigentümer, Professor Wilhelm Rall und seine Frau, hatten erfreulicherweise andere Vorstellungen. Ihre Wohnwünsche deckten sich mit dem, was das Haus in seinem ursprünglichen Zuschnitt anbot, und sie konnten sich mit dem Übernommenen identifizieren. Und es war gut, dass sie mit Sandro Graf von Einsiedel einen Architekten wählten, der – selbst in der Nachbarschaft wohnend und das Schicksal des Hauses schon länger beobachtend – der Verlockung widerstanden hat, dem Bau seinen eigenen Stempel aufzudrücken. Er ging bei der 2004/05 durchgeführten Sanierung angemessen mit dem Gebäude um, dessen Formensprache und

Materialität sehr empfindlich für jede Art von Veränderung ist. Im Schmitthennerschen Sinn wurde auf handwerkliche Weise repariert, es wurden Details bis hin zu den Messingbeschlägen der Einbauschränke erhalten und ergänzt sowie besonderer Wert auf die unterschiedlichen Oberflächen gelegt.

Veränderte oder beseitigte Bauteile wie das Oberlicht der Haustür, der offene Kamin, Stuckprofile, die Terrassenpostamente und insbesondere die äußerst wichtige Begrenzungsmauer des Vorhofs wurden rekonstruiert. Die zugehörige dekorative Schmiedeeisentür, die im Keller eine Zweitverwendung gefunden hatte, kehrte wieder an ihre ursprüngliche Stelle zurück. Erforderliche Veränderungen für moderne Haustechnik, etwa im Bereich des Badezimmers, wurden substanzschonend integriert. Selbst die Überdachung des Autoabstellplatzes im seitlichen Garagenhof ordnet sich als leichte, versteckte Konstruktion dem Erscheinungsbild unter. Ein Bau, der für die Stuttgarter Architekturentwicklung des 20. Jahrhunderts ein besonders wichtiges Zeugnis darstellt, konnte so adäquat genutzt und vorbildlich saniert für die nächste Generation bewahrt werden.



Anschrift des Autors:
Dr. Gerhard Kabierske
Karlsburgstraße 5
76227 Karlsruhe